

Gang der Handlung¹⁾.

Zwei Fremde, die wir in des Ufers Höhlen
Versteckt gefunden, . . . sind in meiner Hand.
Mit diesen nehme deine Göttin wieder
Ihr erstes, rechtes, lang entbehrtes Opfer!
Ich sende sie hieher; du weisst den Dienst.

Mit diesen Worten schied der erzürnte König Thoas von Dianens Priesterin Iphigenie. Sie aber flehte ihre Göttin an:

O, enthalte vom Blut meine Hände!

So schloß der erste Aufzug von Goethes Iphigenie. Bei Wiedereröffnung der Scene betreten den Platz vor Dianens Tempel zwei junge Männer von edler Gestalt, doch in unscheinbarer Kleidung, waffenlos, mit gefesselten Händen. Die Wächter sind zurückgeblieben; auch erscheint niemand, die Gefangenen zu empfangen. — Verschieden ist das Verhalten der beiden. In sich versunken schreitet der eine langsam vor. Er beginnt zu reden, doch nicht zu seinem Gefährten. Er spricht nur aus, was in seinem Innern vorgeht:

Auf dem Wege zum Tode wird seine Seele, die vorher voll Unruhe war, mit jedem Schritte stiller. Wohl kam er von Apollos Orakelstätte mit Lebenshoffnung hierher; denn der Gott verhieß ihm, er werde hier Errettung finden von der Verfolgung der Furien. Aber es war anders gemeint, als er es sich gedacht: Erlösung von aller Not soll er hier finden — im Tode. — Leicht wird es ihm, dem die Hand der Götter das Herz zusammendrückt, vom Leben zu scheiden. Und hätte er sich auch einen rühmlichen Tod gewünscht, dem Atreusenkel, dem Sohne des durch Meuchelmord gefallenen Vaters mufs die Todesart, die seiner hier wartet, immer noch willkommen sein. — So still ergeben in sein Schicksal, hegt er nur einen Wunsch: die kurze Spanne Zeit, die er noch auf Erden weilt, Ruhe zu behalten vor den Rachegeistern, die den Mordbefleckten bis hierher unablässig verfolgt haben. — Während der Unglückliche uns so sein Inneres enthüllt, verweilt der Mitgefangene nicht an seiner Seite. Sein Sinn ist der Außenwelt zugekehrt. Bald späht er umher, bald scheint er

¹⁾ Mehr als bei irgend einem anderen der Dramen, welche in den oberen Klassen unserer Schulen gelesen werden, ist es bei Goethes Iphigenie geboten, den Gang der Handlung mit sorgfältiger Beachtung aller Gedanken und Empfindungen der handelnden Personen zu verfolgen. Die Vernachlässigung solcher eingehenden Erforschung der seelischen Zustände und Vorgänge trägt die Hauptschuld an der bald unklaren, bald völlig verfehlten Auffassung, der unser Drama so vielfach begegnet.

einem Gedanken nachzusinnen. Und dabei entgeht seinem Ohre nicht, was jener redet. Endlich naht er sich teilnahmvoll dem Leidensgefährten. — Wie sehr sich dieser auch in die Betrachtung des eigenen Leidens vertieft hatte, so genügt doch ein zufälliger Blick, um seine Gedanken auf das traurige Los des Freundes zu lenken, der unverschuldet mit in das Verderben gezogen wird. Der Unglückliche ist noch nicht ganz vom Leben geschieden: er kann noch lieben, noch für etwas auf der Welt hoffen und fürchten!

Zu dem düsteren Gemälde von Orests Seelenzustande erhalten wir nun von Pylades ein Gegenbild. Stille Ergebung in ein nur erst drohendes Schicksal ist seiner Sinnesart fremd. Der Tod, so meint er, kommt zu seiner Zeit, der Mensch stelle sich zu ihm, wie er wolle. Wozu also sich mit ihm beschäftigen? Weit besser ist es, unbeirrt durch die drohende Gefahr, auf Mittel und Wege zur Rettung zu sinnen. Dies bis zum letzten Augenblicke zu thun, dazu giebt ihm sein Gottvertrauen die Kraft. Aus Liebe und kluger Erwägung zugleich möchte er solche Denkart auch in dem Freunde erwecken. Er erinnert ihn, daß Apollo nicht nur Trost und Rettung, sondern auch Rückkehr verheißten hat; er warnt ihn vor dem Zweifel, der nur die Gefahr beschleunige; er ermahnt ihn, sich aufzuraffen von dem Unmut, der allein den Menschen verleitet, Göttersprüche für zweideutig zu halten.

Die Mahnung wirkt im entgegengesetzten Sinne. Wie könnte Orest sich vom Unmut erheben, er, dem des Lebens dunkle Decke schon von frühester Jugend an um das Haupt gebreitet ward! So werden wir zurückgeführt zu Orests Kinderjahren, und wir erhalten aus seinem Munde eine ergreifende Schilderung jener traurigen Zeit. Ungeliebt, ja gemieden von einer Mutter, die der Anblick des Kindes an den verrathenen Gatten erinnerte und an ihre Schuld gemahnte, suchte er Zuflucht bei der Schwester, die, selbst in noch bitteren Schmerz versenkt, dem kleinen Bruder nicht geben konnte, was er bedurfte. Statt der Freude an der Gegenwart, der Lebensluft jedes Kinderherzens, kannte er nur die Sehnsucht nach dem nie gesehenen fernen Vater. Wie lebendig ist mit wenigen Zügen das Bild des armen, liebe- und freudeverlassenen Kindes gezeichnet, wie es stumm die Mutter ansieht, aus deren Auge ihm nicht die Mutterliebe entgegenstrahlt, wie es sich bekümmert an den Schoß der Schwester schmiegt und die bitter Weinende mit großen Augen anstarrt! — Lange hatte der Knabe danach verlangt, den Vater zu sehen. Da endlich kam der Tag, — der Tag des Mordes. — Schnell fällt der Freund dem Erzähler ins Wort: Nicht jenes Schreckenstages soll er gedenken; er soll sich schöne Zeiten, die er erlebt, ins Gedächtnis zurückrufen, um aus solcher Erinnerung Kraft zu Thaten zu schöpfen. Denn zu Thaten haben die Götter ihn noch bestimmt, sonst hätten sie an jenem Tage nicht die dringende Gefahr, die den Sohn des Erschlagenen, den geborenen Rächer, bedrohte, von seinem Haupte abgewendet. — Dieser Hinweis auf die göttliche Vorsehung vermag ebenso wenig den Trübsinn Orests zu bannen, wie vorher die Erinnerung an das Rettung verheißende Wort Apollos es vermochte. Aber der schöne Ausdruck der Freundesliebe: „Was ich worden wäre, wenn du nicht lebst, kann ich mir nicht denken . . .“ regt seinen Geist zu wehmütiger Erinnerung der schönen Zeit an, da unter der klugen und liebevollen Pflege des Strophios die junge Seele genas, und da Pylades den trübsinnigen neuen Gespielen mit seiner selbstlosen Liebe umfing und ihn endlich mit sich fortrifs zu fröhlichem Genuß des Lebens. — Bei der Vergegenwärtigung der glücklichen Knabenjahre scheint Orests Seele sich zu erheitern. Um ihm in dieser Stimmung zu erhalten, wirft Pylades das Wort ein:

Da fing mein Leben an, als ich dich liebte.

Doch Orest vermag nicht den Gedanken zu fassen, daß von ihm je Gutes ausgegangen sei. Nur Not, meint er, habe er dem jungen Freunde bereitet. Und daß Pylades wirklich mit ihm viel Not gehabt, darin irrt er sicherlich nicht. Wenn er aber dann sich einem Pestkranken vergleicht, der überall, wohin er kommt, Siechtum und Tod um sich verbreitet, so ist das ein Symptom einer zu wirklicher Seelenkrankheit gewordenen Schwermut. — Leicht kann Pylades Orests düsteren Wahn widerlegen: der vermeintlichen Ansteckung war er doch am meisten ausgesetzt, und steht er nicht immer noch in blühender Gesundheit da, voll Mut und Lust zu großen Thaten? — „Große Thaten!“ Wie fremd klingt dieses Wort in Orests Ohr! Wie fern liegt ihm die Zeit, wo auch er von großen Thaten träumte! Mit Wehmut denkt er an jene Zeit zurück und anfangs nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit. Aber immer lebendiger wird die Erinnerung, immer anschaulicher treten die Bilder aus der Jugendzeit vor seine Seele, und diese Vergegenwärtigung entschwundener schöner Tage wirkt belebend auf sein Gemüt, als sollte Pylades' Wunsch „Uns gebe die Erinnerung schöner Zeit zu frischem Heldenlaufe neue Kraft“ in Erfüllung gehen. — Pylades sieht, wie Orest, wenn auch mit Wehmut, so doch gern der fröhlichen Jugendzeit mit ihren Träumen künftiger Thaten gedenkt, und so hält er es an der Zeit, ihn zu einer richtigen Schätzung der That zu bringen, die er wirklich vollführt hat, der großen That der Rache für den ermordeten Vater. Wohl ist dieser großen That Schmerzliches beigemischt; aber darum darf Orest doch sich ihrer freuen und den Göttern dafür danken. Denn jenes Bild, das wir uns in jugendlicher Schwärmerei von unseren künftigen Thaten machen, verwirklicht sich nie, wie auch das glanzvolle Gemälde, das die Dichter uns von den Heldenthaten der Ahnen geben, und das wir uns zum Vorbild nehmen, nur eine Schöpfung der Phantasie ist. — Die Aufforderung, den Göttern zu danken für das, was sie ihn haben thun lassen, steht im schroffsten Gegensatz zu Orests Auffassung und veranlaßt ihn, die That, die er gethan, und das Walten der Götter in der düsteren Beleuchtung zu zeigen, in der er beides sieht. Nicht eine Ruhmesthat haben die Götter ihm beschieden, eine verabscheuungswürdige That haben sie ihm auferlegt. Und das haben sie gethan, nicht sowohl um eine Schandthat zu rächen, als vielmehr um in ihrem alten Haß gegen das Haus des Tantalus auch ihn, den letzten Sproß des Geschlechts, zu Grunde zu richten¹⁾.

Da Pylades seine Bemühungen, das Gemüt des Freundes aufzuheitern, gescheitert sieht und nicht mehr hoffen kann, durch freundlichen Zuspruch auf ihn zu wirken, so begnügt er sich, seine der trüben Anschauung Orests entgegengesetzte Ansicht in bestimmten kurzen

¹⁾ Das Ereignis, von dem hier die Rede ist, ist unter allen Erlebnissen Orests für ihn das folgenreichste, und die Worte, in denen er davon spricht, sind der eigentliche Schlüssel zum Verständnis seines Seelenzustandes. Nicht aus eigenem Trieb, vielmehr mit innerem Widerstreben hat er die That gethan; er hat sie gethan, weil die Götter es ihm befohlen. Dies ist ihm selbst völlig klar, und logischer Weise müßte er sich frei von Schuld wissen. Aber Orest fühlt sich schuldbeladen. Das natürliche Gefühl — und Orest ist eine rein und tief fühlende Natur — sagt ihm, daß der Muttermord eine schändliche That ist, die ihn ewig befleckt und ihn zu Grunde richten muß. Dadurch, daß die Götter die That gewollt, wird sie nicht weniger schändlich. Die Götter haben ihm eben mit Vorbedacht eine Schandthat auferlegt, um ihn dadurch zu verderben. So sind es denn zwei Dinge, die seine Seele quälen: das Bewußtsein, von dem Haß der Götter verfolgt zu werden, und das Grauen vor der That, die er gethan. Ersteres ist vorzugsweise die Ursache seiner dauernden Schwermut; letzteres führt zu Ausbrüchen des Wahnsinns.

Sentenzen auszusprechen. Seine optimistische Weltanschauung, die mit der Lage, in der sich die beiden Freunde befinden, so seltsam kontrastiert, reizt Orest zu einer bitteren Entgegnung, und Pylades' Hinweis auf den Willen der Götter bringt ihn zu dem Schlußworte, in welchem dieselbe schwermütige Stimmung Ausdruck findet, mit welcher der Auftritt begann:

So ist's ihr Wille denn, der uns verderbt.

Die letzten kurzen Wechselreden führten von der Vergangenheit zur Gegenwart zurück; mit dem nächsten Worte beginnt der Ausblick in die Zukunft.

Pylades begründet seine Hoffnung auf Rettung. Er beginnt mit einer kurzen Mahnung an Orest, dem Gebote der Götter zu folgen und das Schicksal, das ihm zugebracht ist, ruhig zu erwarten. Dann legt er seine Gedanken über den Ratschluß der Götter dar. Er geht aus von dem Gegebenen, dem Orakelspruch, nach welchem die beiden Lichtgottheiten Orest von den Unterirdischen erretten werden, wenn er dem Apollo die Schwester zuführt. Er erklärt sich den Ratschluß der Götter aus zwei Beweggründen: Diana sehnt sich von dem Ufer der Barbaren weg, weil sie die Menschenopfer verabscheut, und die Götter hegen die gnädige Absicht, einen edlen Mann, der viel verbrach, durch Auflegung einer Buße zu erlösen. — Pylades' Zuversicht gründet sich auf seinen festen Glauben an die Treue, an die Milde und an die Güte der Götter. Um aber den Orest, dem dieser Glaube fehlt, für seine Ansicht zu gewinnen, weist er auf schon eingetretene Thaten hin: Schon jetzt haben die Furien, wie Orests ruhigere Seelenstimmung es lehrt, ihre Verfolgung eingestellt, und schon sehen sich beide durch seltsame Fügung gezwungen an der Pforte des Tempels, aus dem ihnen aufgegeben ist das Götterbild zu entführen. — So kann sich denn auch Orest trotz seines Zweifels der Folgerichtigkeit von Pylades' Gedanken nicht verschließen. Dreimal erwidert er. Das erste Mal verharret er noch ganz in seinem eigenen Gedankenkreise; das zweite Mal folgt er schon dem Gedankengange des Pylades, wenn er auch mit Spott erwidert; das dritte Mal geht er auf dessen Gedanken ein. Ist er aber gleich soweit gekommen, daß er die Vorstellung zu fassen vermag, er sei bestimmt, zu leben und zu handeln, so wird er doch dadurch keineswegs freudiger gestimmt. Im Gegenteil, der Widerspruch zwischen dieser Vorstellung und der sicheren Erwartung des nahen Todes, die vorher seine Seele beruhigte, regt sein Gemüt auf, so daß er gerade jetzt, wo er dem Gedanken Raum giebt, daß er von seinem Leiden geheilt werden könne, sein Leiden in Ausdrücken malt, die denen sehr nahe kommen, welche im dritten Akte den Ausbruch des Wahnsinns ankünden¹⁾.

Hat Pylades bisher von Orests innerer Erlösung gesprochen, die er von den Göttern erwartet, so bildet von hier bis zum Ende des Auftritts die Rettung von äußerem Verderben, die von Menschen kommen soll, den Gegenstand seiner Rede.

Ähnlich wie vorhin, beginnt er mit einer Ermahnung. Doch wiederholt er nicht die Aufforderung, zu thun, was die Götter gebieten; vielmehr bittet er Orest, ruhiger zu erwarten, was sie ihm bestimmt haben, und sich still zu verhalten, bis die Zeit zu gemeinsamem Handeln gekommen sei. Er wolle schon auf das sinnen, was zu thun sei. Auch habe er bereits etwas Wichtiges in Erfahrung gebracht, worauf er seinen Rettungsplan bauen könne. Und nun teilt er

¹⁾ In der That haben wir hier ein kleines Vorspiel zu jener großen Scene. Gerade dadurch, daß Oresten der Gedanke an Heilung nahe tritt, wird in ihm die Vorstellung des gräßlichen Verbrechens lebendig. Es ist, als rüsteten in seinem Innern die Furien sich zum Kampf, wenn die heilbringenden Götter des Lichts sich nahen.

mit, was er über das göttergleiche fremde Weib erfahren hat, das hier als Priesterin waltet. — Orest vermag aus der Mitteilung keine Hoffnung zu schöpfen. War der blutige Brauch bis heute gefesselt, und hat der König gerade heute ihn freigegeben, so sieht Orest hierin nur eine Bestätigung seiner Überzeugung, daß er überall, wohin er kommt, Unheil und Verderben verbreite. Auch kann er nicht glauben, daß ein Weib den Untergang der Gefangenen verhindern werde, wenn der König ihn beschlossen hat. — Pylades dagegen meint, gerade auf ein Weib sicher bauen zu können. Denn ein Weib folge stets seinem Gefühl und halte fest an dem, was dieses fordere. Und so werde die Priesterin, wenn sie so gütigen Sinnes sei, wie man von ihr rühme, dem grausamen Gesetze sich nicht fügen. Pylades wird unterbrochen durch Iphigeniens Erscheinen. Er hat nur noch Zeit, in fliegenden Worten anzuordnen, wie beide sich gegen die Priesterin verhalten sollen.

Orest hat sich entfernt. Zu dem zurückgebliebenen Pylades tritt Iphigenie. Sie hat nach dem Gebote des Königs die Gefangenen als Priesterin zu empfangen.

Das Verhalten Iphigeniens gegen Pylades wird bestimmt einerseits durch ihr Mitleid mit den Gefangenen und ihren Wunsch, sie zu retten, andererseits durch die dem Weibe natürliche Zurückhaltung dem fremden Manne gegenüber und durch ihre priesterliche Würde. So paart sich in dem Tone ihrer Rede Hoheit mit Güte. Der Ausdruck der letzteren wird noch herzlicher dadurch, daß sie in dem Gefangenen einen Griechen erkennt; doch verrät sie nichts von der Überraschung, nichts von der plötzlich aufkeimenden frohen Hoffnung, die diese Entdeckung ihr bereitet. — Den vollständigsten Gegensatz bildet das Verhalten des Pylades. Er findet bestätigt, was er Hoffnungerweckendes über die Priesterin erfahren hat. Aber mehr! Er ist aufs freudigste überrascht, statt einer Amazone eine Griechin vor sich zu sehen. Er giebt seinen Gefühlen den lebhaftesten Ausdruck. Wie aufrichtig aber auch seine Freude ist, das ist nicht wahr, daß er einen Augenblick vergift, wie sehr er ihrer bedarf. Vielmehr hat er bei allem, was er spricht, den doppelten Zweck im Auge, ihre Gesinnung zu erforschen und ihre Hilfe zu gewinnen. Der feinfühligem Iphigenie entgeht das Absichtsvolle seiner Rede nicht, und daher weist sie mit gebieterischer Hoheit den zudringlich Fragenden in die ihm gebührenden Schranken zurück, um dann das zu thun, was sie in seinem wie in ihrem Interesse thun muß, Auskunft zu verlangen über seine Person und sein und seines Gefährten Geschick. — Pylades muß gehorchen; doch erst, nachdem er bescheiden den Wunsch ausgesprochen, daß die Priesterin ihm Hoffnung auf Hilfe möchte gewähren können, erzählt er nach Odysseeischem Vorbilde eine wohl ausgedachte Geschichte von seinem und seines vorgeblichen Bruders unseligem Schicksal. In die Dichtung flicht er von Wahrheit ein, was seinen Rettungsplan fördern kann: die Verheißung Apollos, die der Priesterin als ein göttlicher Befehl erscheinen soll, die Gefangenen zu retten. Dagegen verschweigt er weislich die befohlene Entführung des Götterbildes, weil er noch nicht weiß, wie weit die Bereitwilligkeit der Priesterin gehen wird. Hierüber sich zu vergewissern und ihre Teilnahme für die Gefangenen zu steigern, ist sein Streben. Ganz gegen seine Absicht aber wird durch ein Wort, das er spricht, Iphigeniens Interesse nach einer anderen Seite gelenkt, und seine Bemühungen bleiben erfolglos. Iphigenie vernimmt, daß Troja gefallen sei. Von diesem Augenblick an hat sie nur das dringende Verlangen, von dem Schicksal ihres Vaters zu hören. Weil sie sich aber dem fremden Manne nicht verraten will, so fragt sie nur nach dem Ausgange des Krieges. Aus der Lebhaftigkeit ihrer Frage erkennt Pylades wohl, daß sie mehr zu erfahren

wünscht, und diese Wahrnehmung kann ihm nur willkommen sein; sieht er doch voraus, daß sich ihm dabei Gelegenheit bieten wird, ihre Gesinnung genauer zu erforschen. Zunächst aber hat er seiner Erzählung noch Wichtiges hinzuzufügen. Und so fertigt er die Fragende vorläufig mit kurzer Antwort ab, um schnell alles auszusprechen, was ihm am Herzen liegt. Kühner als vorher, bittet er die Priesterin unter Berufung auf die Verheißung des Gottes geradezu um schleunige Hilfe. Dann spricht er von Orest, nicht mit Falschheit, aber doch mit der doppelten Absicht, Sympathie für ihn zu erwecken, und der Gefahr vorzubeugen, daß die Priesterin von ihm etwas erfragen möchte, was noch geheim bleiben soll. Jetzt erst geht er auf Iphigeniens wiederholtes dringendes Verlangen ein und giebt nun ausführlichen Bericht. Dabei verfolgt er wieder seine eigenen Zwecke. Von vornherein geht er darauf aus, die Ermordung Agamemnons zu erzählen; er weiß aber durch geschickte Anordnung seines Berichtes jede Vermutung, daß er ein besonderes Interesse an dem Geschehe des Atridenhauses nehme, fernzuhalten. Als die Priesterin bei der Erzählung der Greuelthat ihre tiefe Erregung nicht verbergen kann, sagt er ihr, daß ihre lebhafteste Teilnahme für Agamemnons Haus ihm nicht entgeht, und da er denkt, sie werde nun, nachdem sie sich unfreiwillig schon halb verraten hat, eher geneigt sein, sich ihm zu offenbaren, so wiederholt er im Tone herzlicher Teilnahme seine Frage, wer sie sei. Da er aber bald sieht, daß er zunächst keine Mitteilung ihrerseits zu erwarten hat, so ergiebt er sich darein, von nun an ihre Fragen sachgemäß zu beantworten, ohne dabei seine Interessen weiter ins Spiel zu bringen. Hat er doch auch schon viel erreicht. Er hat die Zusammenkunft der Priesterin mit Orest in seinem Sinne genügend vorbereitet, und er hat über sie Dinge erfahren, welche die Aussicht auf ihre Hilfe über alle Erwartung verstärken. In dem kurzen Monolog, mit dem der Auftritt schließt, spricht sich Pylades' Freude über die Entdeckung aus, die er gemacht hat, ohne die geringste Beimischung von Mitgefühl mit der edeln Jungfrau, der er durch seinen Bericht so großen Schmerz bereitet hat. Sein Sinn ist ausschließlich auf das große Ziel der Rettung gerichtet, und Iphigenie interessiert ihn nur insofern, als sie ihm als Werkzeug dazu dienen soll.

Wir kehren zu Iphigenien zurück. Was in ihr vorgeht, erkennen wir bei dem ersten Teile des Berichtes aus ihren Worten. Die lebhafteste Spannung, die sich durch die auffallende Anrede „Teurer Mann“ und dann durch den starken Ausdruck „ich beschwöre dich“ kund thut, dauert notwendig fort, während sie dem Berichte lauscht. Diese Spannung wird bei der Kunde von Achills und Patroklos' Tode durch das Gefühl der Trauer unterbrochen; sie wandelt sich, als Pylades schon vier gefallene Helden aufgeführt und den Oberanführer nicht mit ihnen genannt hat, in freudige Hoffnung. Von nun an verrät kein Wort Iphigeniens mehr ihre Gefühle. Und es bedarf dessen nicht. Da wir ihre gespannte Erwartung kennen, so vermögen wir auch bei dem weiteren Berichte in ihrer Seele zu lesen, um so mehr, als der Fortgang der Rede des Pylades auch den unbeteiligten Zuschauer zu immer gesteigerter, immer bangerer Erwartung fortzureißen geeignet ist. Als endlich das fürchterliche Wort an ihr Ohr schlägt: „Klytämnestra hat den Gemahl ermordet“, entringt sich kein Laut ihrer Brust; aber Pylades bricht betroffen seinen Bericht ab, da er sieht, wie ihr Inneres vergebens gegen das unerwartet ungeheure Wort ankämpft. Mit Aufbietung all ihrer Willenskraft zwingt sich Iphigenie, die Worte hervorzubringen, die ihr Aufklärung über das Unfassbare verschaffen können. Ein ganz Unbeteiligter könnte seine Fragen nicht richtiger stellen. Aber gerade darum sind ihre Worte so einfach sachgemäß und jedes Ausdrucks der Empfindung bar, weil sie sich aus einer gequälten Seele mühsam hervorringen. Nach-

dem Iphigenie die Antwort auf die vierte Frage gehört hat, ist ihre Kraft erschöpft. Sie verhüllt sich und geht ab, um sich im Verborgenen dem ausbrechenden Schmerze zu überlassen.

Der dritte Aufzug schließt sich in der Zeitfolge nicht unmittelbar an den zweiten an. Pylades wollte den Orest noch treffen, ehe dieser mit der Priesterin spräche. Das hat er in der Zwischenzeit gethan. Er hat ihn vor allem, wie es die Klugheit ihm gebot, über die falschen Angaben unterrichtet, die er Iphigenien gemacht. Auch wird er, um ihn zur Mitwirkung bei seinen Plänen geneigter zu machen, ihm von dem „Stern der Hoffnung, der ihm blinkt“, gesprochen haben. Orest aber, an dessen tiefer Schwermut wir ja alle Bemühungen des Pylades scheitern sahen, ist durch diese Mitteilungen sicherlich um nichts hoffnungsfreudiger geworden. — Während derselben Zeit ist in Iphigeniens Seele ohne Einwirkung von außen eine große Wandlung eingetreten. In der Einsamkeit hat sie sich ihrem Schmerz überlassen. Aber ihrer wartete eine große Pflicht, die keinen Aufschub zuließ. Da hat sie in heißem Gebet die Himmlichen um Hilfe angefleht und Fassung, Mut und Kraft zu allem Guten wiedergewonnen. Nun widmet sie sich mit ihrer ganzen Seele der Aufgabe, den armen Gefangenen Trost und Errettung zu bringen.

So tritt Iphigenie zu Orest, ihm die Ketten abzunehmen, wie vorher dem Pylades. Wenn sich hiermit die Situation und die äußere Handlung vom Anfang des vorigen Auftritts wiederholen, so ist doch das innere Verhältnis ein ganz anderes. Pylades war Iphigenien ein Fremder; Orest ist es nicht mehr. Sie weiß: er ist ein mit schwerer Schuld Beladener; die Furien verfolgen ihn; aber der delphische Gott hat ihn, Erlösung verheißend, hierher gesandt. Dazu hat der Gefährte so liebevoll von dem Unglücklichen gesprochen. — So verstehen wir wohl, daß Iphigenie dem Orest ganz anders begegnen muß als dem Pylades. Der Gegensatz drängt sich uns auf. Hoheitsvoll, wie eine Herrscherin gebietend trat sie auf Pylades zu, und voll Würde wies sie den Fragenden ab; hier findet sich kein gebietendes Wort, kein Ton priesterlicher Würde. Dort sprach auch die Güte ihres Herzens, aber der Ausdruck hielt sich in engen Schranken; hier ergießt sich in vollem Strome der Rede das herzlichste Mitleid. Und mehr als dies. Sie spricht es aus, daß es ihr ganz unmöglich ist, die beiden dem Tode zu weihen, und daß sie sich keinen Rat weiß, wie sie sie retten soll. Ja, die tiefsten Gefühle ihres Herzens enthüllt sie, den heißen Wunsch, ihnen beizustehen, die Liebe zu den Landsleuten, die teuren Erinnerungen aus der Jugendzeit und endlich die eigenen Hoffnungen.

Welches Gemüt könnte sich dem Zauber solcher Worte entziehen? Wollen wir aber die ganze Tiefe des Eindrucks ermessen, den Orest hier empfängt, so dürfen wir nicht die Worte allein betrachten, wir müssen auch Iphigeniens Stimme hören, wie der Dichter sie hörte, die „süße Stimme“, von der Thoas bezeugt, daß sie ihn „so oft besänftigte“, und wir müssen Iphigenie sehen, wie der Dichter sie sah, das „göttergleiche Weib“, die „herrliche Erscheinung“, sie, die nach Pylades' Urteil „aus hohem Hause hierher verkauft“ sein muß. Und wenn wir noch weiter der Phantasie des Dichters zu folgen versuchen, so stellen wir uns vor, wie die Erschütterung des Gemüts in dem weichen Klang ihrer Stimme noch leise nachzittert, wie ein Hauch der Trauer über ihr Antlitz gebreitet liegt, wie die edle Schönheit noch gehoben wird durch die Weihe des Schmerzes. Wie würde Pylades sein Entzücken geäußert haben, wenn ihm ein solcher Empfang zu teil geworden wäre, und wenn er sich, ungestört durch eigene Interessen, dem Eindruck hätte

hingeben können! Orest, der der Außenwelt abgestorben war und nur den Tod suchte, giebt nur eine kurze Erwiderung, aber seine Frage nach ihrem Namen und ihrer Herkunft zeugt von der lebhaften Teilnahme, die sie ihm einflößt, und das eine Wort „Wer mir, gleich einer Himmlichen begegnet“ verrät den gewaltigen Eindruck, den er empfängt.

So die erste Begegnung der Geschwister.

Orests Frage weist Iphigenie nicht ab, wie die gleiche Frage des Pylades; nur kann sie nicht sogleich seine Neugier befriedigen; denn nachdem sie in vollem Maße ihrem Mitgefühl genug gethan, treten ihre eigenen Interessen gebieterisch in ihr Recht. Es verlangt sie, von dem furchtbaren Schicksal ihres Hauses, so weit sie es erfahren hat, noch einmal zu hören, nicht als ob sie Pylades keinen Glauben schenkte, sondern weil es ihr ist, als müßten die eigenen Sinne sie getäuscht haben. Noch mehr aber begehrt sie, das Schicksal ihrer Geschwister, vor allem Orests, zu erfahren, da sie sich nicht entsinnen kann, ob Pylades ihr auch davon berichtet hat¹⁾. Wohl liegt es nicht in ihrer Art, das Schlimmste vorauszusetzen; doch weiß sie, daß Orests Leben schwer gefährdet war²⁾, und daher erfüllt die Versicherung, daß er gerettet sei, sie mit der innigsten Freude und mit einer Dankbarkeit gegen die Götter, die in Worten auszusprechen sie sich unfähig fühlt, und die gerade dadurch den allerberedtesten Ausdruck findet.

Auf Orest macht dieser Freudenausbruch Iphigeniens einen großen Eindruck. Hatten ihre Fragen nach Agamemnons Tode und nach dem Geschick der Geschwister ihm nur die düster-lakonischen Antworten zu entlocken vermocht: „Du sagst's“ und „Sie leben“, so wendet sich jetzt von neuem und in verstärktem Maße sein Interesse ihrer Person zu. Er erkennt und spricht es aus, daß sie dem Hause Agamemnons durch Gastfreundschaft oder mit noch näheren Banden verknüpft sein muß. Doch sie hat ihm ja zugesagt, daß sie sich ihm offenbaren werde, und so fragt er nicht. Auch ist es nicht Neugier, was ihn beredt macht, es ist die zarte Sorge um sie, die, wenn sie sich jetzt ganz der Freude ergiebt, bald um so tiefere Schmerzen erleiden wird. Diese Sorge zeigt, daß sein ganzes Gemüt schon Iphigenien zugewandt ist. Deswegen fühlt er sich auch unwiderstehlich gedrungen, ihr alles zu vertrauen. Als er sich anschickt, die furchtbare That zu erzählen, da glaubt er nur ihrer Aufforderung zu folgen; aber er ist es selbst, der, von einer geheimnisvollen Gewalt getrieben, trotz ihres anfänglichen Widerstrebens sie dazu drängt, jene Aufforderung an ihn zu richten. — So bedeutungsvoll dieses Drängen von Seiten Orests ist, so charakteristisch ist es für Iphigenie, daß sie sich zu einer weiteren Frage erst drängen läßt. Trotz Orests Äußerung, daß sie mit Agamemnons Tode erst des Greuels Hälfte erfahren habe, begehrt sie nicht von dem Schicksal ihrer Mutter zu hören, und erst als Orest ihr sagt, daß Klytämnestra tot sei, forscht sie, wie sie gestorben, doch mehr im Tone der Vermutung als der Frage³⁾. Als aber Orest dunkel andeutet, daß der eigene Sohn

¹⁾ In der ersten Bearbeitung hieß es: „O, sag' mir an, was ich, verwirrt von dieser Nachricht, verhört, wenn anders mir's dein Bruder gesagt“.

²⁾ Mit den Worten „bestimmt, des Vaters Rächer dereinst zu sein“ will Iphigenie nicht die Berechtigung der Blutrache anerkennen, sondern nur aussprechen, daß die Mörder nach der in Griechenland herrschenden Anschauung Orests Rache zu fürchten hatten, und daß daher dessen Leben gefährdet war. Das geht aus der früheren Fassung hervor: „Den Mordgesinnten ein aufkeimender gefährlicher Rächer“.

³⁾ Diese Gleichgültigkeit gegen die eigene Mutter könnte als unkindliche Härte erscheinen. Aber solche Härte stünde mit Iphigeniens milder Natur im Widerspruch. Sie verdammt die Mutter nicht; sie erkennt nur zu ihrem tiefen Schmerz, daß Klytämnestra unrettbar verloren ist, und dieser furchtbaren Erkenntnis gegenüber fällt alles weitere wenig ins Gewicht.

sie getötet, da befällt sie plötzliche Angst, nicht um die Gemordete, sondern um den Mörder. So fern hat ihr bis jetzt der Gedanke gelegen, daß Orest, der doch nach ihren eigenen Worten berufen war, des Vaters Rächer zu sein, außer Ägisth auch die eigene Mutter könne erschlagen haben.

Bevor Orest von dem Muttermorde zu erzählen beginnt, spricht er nachdrücklich aus, daß er es mit Widerstreben und nur gezwungen thut. Die Götter, meint er, haben ihm zu all seinen Leiden auch noch dieses Schwere auferlegt. Wie schmerzlich es ihm aber auch ist, er sträubt sich nicht dagegen, weil er Iphigenie keinen Wunsch zu versagen vermag. Die männliche Fassung, mit der er sich der herben Aufgabe unterzieht, spiegelt sich wieder in der schlichten Thatsächlichkeit, mit der er erst von der Rettung des jungen Orest und seiner Freundschaft mit Pylades und dann von dem Plane und der Vorbereitung der Rache berichtet. Erst da er bei der heimlichen Zusammenkunft mit Elektra angelangt ist, giebt er der inneren Erregung nach, und der knappe Bericht verwandelt sich in ausführliche Schilderung, die zuletzt mit der furchtbaren Thatsache „Klytämnestra fiel durch Sohneshand“ jäh abschließt¹⁾.

Tief schmerzt Iphigenie der neue Greuel ihres Hauses. Sie glaubte schon, sie habe nichts mehr zu fürchten, und nun hört sie, daß der Fluch noch weiter gewütet hat. Doch erfüllt sich Orests Wort „Unerträglich muß dem Fröhlichen ein jäher Rückfall in die Schmerzen sein“ keineswegs. Dem Schmerze, der ihr bei der Schreckenskunde von der Ermordung des Vaters die Seele zerschnitt, kommt dieser neue Schmerz bei weitem nicht gleich. So äußert er sich denn auch in der sanften Form wehmütiger Reflexion. Zudem bezieht sich diese Reflexion nicht auf die

¹⁾ Bei aller Klarheit und Anschaulichkeit läßt der Bericht uns eins vermissen.

„Mich haben sie (die Götter) zum Schlächter auserkoren,
Zum Mörder meiner doch verehrten Mütter,
Und, eine Schandthat schändlich rächend, mich
Durch ihren Wink zu Grund gerichtet“.

So klagt Orest dem Pylades. Hier dagegen erscheint die Rachbegier allein als Antrieb zur That. Einen Widerspruch in der Dichtung anzunehmen, ist um so weniger gestattet, als der Bericht selbst eine Ergänzung fast zu erfordern scheint. Aus der Äußerung, daß der Rache Feuer vor der Mutter heil'ger Gegenwart in sich zurückgebrannt war, ergibt sich, daß Orest, als er nach Mycen kam, die Absicht hatte, den Mord des Vaters auch an Klytämnestra zu rächen. Nun bedeutet „der Rache Feuer“ bei weitem nicht soviel wie die brennende Begier, des Königs Tod zu rächen, und in des heranwachsenden Jünglings Seele konnte auch schwerlich eine brennende Begier mit heranwachsen, Rache nicht nur an dem Mörder Ägisth, sondern auch an der eigenen Mutter zu üben. Ihn zu diesem Entschlus zu bringen, dazu bedurfte es eben eines göttlichen Befehls. Es fragt sich nun, weshalb Orest diesen unerwähnt läßt. Wir finden den Grund in der zartfühlenden, eindrucksfähigen und grüblerischen Natur Orests. Vor dem vertrauten Freunde, der in alles eingeweiht ist und einem Götterwort gegenüber keine Skrupel kennt, mochte er rückhaltlos seinem Unmute wider die Götter Worte leihen; im Angesichte der heiligen Priesterin die Götter anzuklagen, trägt er Scheu. Dann ist aber auch Orests Seelenstimmung nicht mehr dieselbe wie vorher. Dort war er soeben in Ketten zu der Opferstätte geschleppt worden, ein Erlebnis, das alle Hoffnung, mit der er nach Tauris gesegelt war, niederschlug und die Vorstellung von dem Haß der Götter in ihm neu belebte; jetzt ist durch den Eindruck, den Iphigenie auf ihn gemacht hat, jene Vorstellung für kurze Zeit zurückgedrängt. Nun stieg, wie wir bald erfahren, nach dem Muttermorde in Orest der Zweifel auf, ob er den Wink der Götter recht verstanden habe. Da er aber in seinem Gespräch mit Pylades von diesem Zweifel nichts verlauten läßt, so dürfen wir annehmen, daß derselbe ihm mit wechselnder Stimmung oft geschwunden und wiedergekehrt ist. Dann ist es nur zu verständlich, daß Orest in seinem Berichte den Befehl der Götter nicht als Motiv seiner That anführen mag. Für die weitere Entwicklung der Handlung wird dieses Verhalten Orests bedeutungsvoll; denn nur wenn er in Iphigeniens Augen die Verantwortung für die That trägt, hat für ihn die Freisprechung, die ihm von der Schwester zu teil wird, ihren vollen Wert.

letzte grauenhafte That allein, sondern auf das ganze Schreckensschicksal ihres Elternhauses. Nur kurze Zeit gedenkt Iphigenie des eigenen Leides; dann wendet sich ihr Herz voll tiefen Mitleids dem Bruder zu, der ja viel unglücklicher sein muß als sie:

Sage mir

Vom Unglücksel'gen! Sprich mir von Orest!

Orest hat, versunken in die Erinnerung, auf Iphigeniens Klage nicht geachtet, und so sind ihm auch ihre Worte „meines Hauses Greuel“, die ihm hätten auffallen müssen, entgangen. Die letzten Worte aber hört er, und wie muß es auf sein Gemüt wirken, wenn er aus dem Munde der „Himmlichen“ keinen Laut der Anklage und des Abscheus, sondern nur den Ton herzlichen Mitleids mit dem Muttermörder vernimmt! Wieder ist es ihr „holder Mund“, der ihn zwingt, auch das Schmerzliche ihr zu offenbaren. O, wäre er doch tot und so für immer von seinen Leiden erlöst! Mit diesem Wunsche beginnt er. Und nun schildert er und durchlebt dabei von neuem all das Grausen und all die Marter, die nach der That die Seele des Mörders ergriffen und immer wieder sie quälen. Der Geist der Erschlagenen steigt auf, ruft die Erinyen an und weist ihnen den Mörder. Die Furien horchen auf, spähen wie Raubvögel nach ihrer Beute, rühren sich in ihren Höhlen, und zu ihnen gesellen sich, leise (wie Raubtiere) herbeischleichend, ihre Gefährten, der Zweifel und die Reue¹⁾. Bevor die Schrecklichen zur Oberwelt aufsteigen, steigt ein Dampf vom Acheron herauf und wälzt sich unablässig, sinnverwirrend um das Haupt des Schuldigen: es ist die ewige Betrachtung der geschehenen That²⁾. Nun betreten sie selbst den Boden der Erde, jagen und verfolgen schnellen Fusses den Flüchtigen und geben keine Rast, als wieder neu zu schrecken. — Wie furchtbar ist die Phantasie des Erzählers erregt! Was er in sich empfindet, das erschaut er in konkreten Gestalten, und mit gleicher Deutlichkeit sieht er die Vorgänge in der schwarzen Tiefe, die doch jeder wirklichen Anschauung entrückt ist, wie die, deren Schauplatz die Oberwelt ist.

So kann man nur schildern, was man selbst durchlebt hat. Das fühlt Iphigenie, und, wie sehr auch diese Schilderung ihr Mitleid mit dem fernen Bruder, dem armen Flüchtling, gesteigert haben mag, ihr liebevolles Herz drängt sie, dem fremden Manne ihr Mitleid kund zu thun, der gleiche Seelenqualen leidet, und der, wie es ihr scheinen muß, so innigen Mitgefühls voll von ihrem geliebten Bruder gesprochen hat.

War auch Orest von dem unterrichtet worden, was Pylades der Priesterin über ihn und sich gesagt, so hat er doch nicht mehr daran gedacht, und nur das eine ist ihm im Bewußtsein geblieben, daß er ihr noch unbekannt ist. Jetzt macht ihn Iphigeniens teilnahmvolles Wort stutzig, und sobald ihm alles wieder klar geworden, erwacht in ihm der Widerwille gegen die Täuschung.

¹⁾ Die Reue wird in dem Auftritte (II, 1), der vor allem dazu bestimmt ist, Orests Seelenzustand zu schildern und verständlich zu machen, nicht erwähnt, woraus erhellt, daß sie für sein Gemütsleben nur nebensächliche Bedeutung hat, und daß sie insbesondere mit seiner dauernden Schwermut in keinem ursächlichen Zusammenhang steht. Wenn sie hier (das einzige Mal, wo sie in dem Drama genannt wird) als Gefährtin der Furien erscheint, so ist sie eben nur eine Begleiterscheinung der fieberhaften Wahnsionsanfälle, in denen Orest sich von den Rachegeistern verfolgt wähnt. Diese Auffassung findet eine weitere Bestätigung dadurch, daß die Reue nur in Verbindung mit dem Zweifel genannt wird, der ja auch nur zu Zeiten in Orests Seele auftaucht.

²⁾ In der ersten Bearbeitung: „Die zu spät sich ewig in sich selbst verzehrende und nährenden Betrachtung und Überlegung der That, die schon gethan ist, steigen wie ein Dampf vom Acheron vor ihnen auf“.

Mochte Pylades nach seiner Art ein lügenhaft Gewebe knüpfen; Orest hätte das nie gethan. Jenem war sie eine Fremde, auch noch, als er sie als Griechin erkannt hatte; ihm ist sie keine Fremde mehr seit den ersten holden Worten, die sie zu ihm gesprochen. Und wie nahe ist sie ihm jetzt geworden! Und diese große Seele, die sich ihm offenbart, die dem fluchbeladenen Verbrecher ihre himmlische Güte zugewandt hat, die sollte betrogen werden? Nimmermehr! Eine geheimnisvolle, unwiderstehliche Macht hat seine Seele erfaßt und zwingt sie, sich Iphigenien ganz hinzugeben, und so steigt ihm aus tiefster Brust, durchzittert von dem Grausen, das er vor sich selbst empfindet, das gewaltige Wort: Ich bin Orest! Und dann spricht er aus, was ihm im Herzen lebt: für sich die innige, leidenschaftliche Todessehnsucht und für sie den Wunsch, daß sie mit Pylades sich von ihm trennen, auf Rettung sinnen und daheim im schönen Griechenland ein neues Leben freundlich anfangen möge.

Nach diesen Worten entfernt er sich unwillkürlich von Iphigenien. Sie aber verharret in stummem Staunen vor der Überfülle der göttlichen Gnade, die wie ein riesenhaftes Götterbild zu ihr niedergestiegen ist und sichtbar vor ihr steht. Als dann die Sprache ihr wiederkehrt, da preist sie voll überströmenden Dankgefühls die unendliche Güte und Weisheit der Himmlischen, die, der ungeduldigen Wünsche der kurzsichtigen Sterblichen nicht achtend, ihre herrlichen Gaben erst dann erteilen, wenn die Zeit gekommen ist, wo sie dem Menschen zum Segen gereichen, und sie fleht die Götter an, ihr dieses überschwengliche Glück, das sie noch kaum zu fassen vermag, nicht eitel vorübergehen zu lassen.

Die Lage ist völlig verändert. Orest hat alles enthüllt. Iphigeniens wartet keine Freuden- und keine Schreckenskunde mehr. Jetzt hat sie dem Bruder eine frohe Botschaft zu bringen und dadurch auf seine Seele zu wirken.

Orest hat aus der Ferne bemerkt, daß die Priesterin Haupt und Hände im Gebet erhebt. Er glaubt, sie habe seine Mahnung, mit Pylades auf Flucht zu sinnen, beherzigt und flehe nun die Götter um Beistand an, und da er ihre Güte kennt, so vermutet er, sie schliesse auch ihn in ihr Gebet ein. Dies zu verhüten, tritt er wieder zu ihr. Von ihnen, denen bestimmt ist zu leben, hat er sich geschieden, und auch im Gebet will er nicht mit ihnen verbunden sein. Als Grund aber nennt er jetzt nicht seine Todessehnsucht allein, sondern neben der Vergeblichkeit solches Gebetes das Verderben, das von ihm ausgehe und jeden ergreife, der sich zu ihm geselle. Wir sehen, es beherrscht ihn wieder jener düstere Wahn, „daß, wo er den gesundsten Ort betrete, gar bald um ihn die blühenden Gesichter den Schmerzenszug langsamen Todes verraten“.

Die Melancholie, die sich in Orests Worten ausspricht, giebt Iphigenien den Anlaß zu dem ersten einer Reihe von Versuchen, bevor sie sich dem Bruder zu erkennen giebt, besänftigend auf sein Gemüt einzuwirken und es für die Freudenbotschaft empfänglich zu stimmen. Sie folgt dabei der Mahnung des Pylades: „Schone seiner, wenn du mit ihm sprichst! Denn es wird gar leicht durch Freud' und Schmerz und durch Erinnerung sein Innerstes ergriffen und zerrüttet“. Zuerst sucht sie ihn zu dem Gedanken hinzuleiten, daß er nicht einsam untergehen solle, daß er vielmehr in ihr eine Genossin seines Schicksals gefunden habe. Da Orest, der unter seinem „Schicksal“ nur seinen Tod zu verstehen vermag, ihr lebhaft abwehrend ins Wort fällt und sich dann ganz in seine Vorstellung von der Verfolgung der Furien verliert, so hütet sie sich, ihn zu unterbrechen, und erst nachdem er eine Weile geschwiegen, beginnt sie den zweiten Versuch, noch

vorsichtiger, noch zurückhaltender, mit der Frage, ob er jetzt wohl wieder ruhig genug sei, um ein freundliches Wort zu vernehmen, und da er in düsterer Schwermut, doch ohne Aufregung sich eines freundlichen Wortes nicht für würdig erklärt, so weist sie ihm in unbestimmt gehaltenem Ausdruck, wie aus der Ferne winkend, die Aussicht auf neues Lebensglück. Auch dieser Versuch bringt sie ihrem Ziele nicht näher, und so lenkt sie seine Gedanken auf die verlorene Schwester, in der Absicht, danach ihm zu offenbaren, daß er in ihr die Verlorene wiedergefunden habe. Da aber ihre behutsame Frage die Erinnerung an das ganze Schreckensschicksal seines Hauses in ihm wachruft, und er sie inständigst bittet, ihn nicht weiter mit ihren Fragen zu martern, so wird auch sie jetzt schmerzlich erregt, und während sie bisher nur leise anklopfend Eingang zu seinem Herzen suchte, dringt sie mit dem vollen Ausdruck ihrer schwesterlichen Liebe auf ihn ein. Ihr inniges Mitleid bringt sie dahin, daß sie sich ganz in ihn versetzt, und so werden gerade durch ihr leidenschaftliches Verlangen, ihm Linderung seiner Qual zu bringen, ihre Worte ihm zum Spiegel des grausigen Zustandes seiner Seele. Voll Entsetzen fragt er sie, wer sie sei. Da kann sie dem Drange ihres Herzens nicht mehr gebieten. Sie meint, die furchtbare Erregung seines Gemüts komme von der ihm nahenden, seinem Herzen schon sich ankündenden, aber noch unverstandenen Offenbarung, und sie hält das Wort nicht mehr zurück:

„Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!“

So verhält sich Iphigenie. Und wie Orest?

Zuerst weist er lebhaft den Gedanken von sich, daß sie sein trauriges Schicksal teilen sollte. Auch würden all ihre Bemühungen, ihn vom Verderben zu retten, vergeblich sein. Erscheint sie ihm auch wie eine „Himmlische“, fühlt er auch, daß ihre Gegenwart es ist, die die Furien fern hält, und spürt er also etwas von der ihr innewohnenden Kraft, die Rachegeister zu bannen, so ist er doch noch weit entfernt von der Erkenntnis, daß sie ihn von der Verfolgung der Unterirdischen für immer zu erlösen vermag. Erst wenn die krankhafte Erregung seines Gemüts gewichen ist, wird die lebendige Wirklichkeit sich mächtiger erweisen als die Wahngebilde der Phantasie. Jetzt sind ihm die Furien nur seitwärts gedrängt, nicht verscheuht. Ja, gerade jetzt, wo der Flüchtling durch Iphigeniens segensvolle Nähe ihrer Verfolgung entzogen ist, harren sie da draußen nur hungriger. Schon hört Orest aus der Ferne ihr gräßliches Gelächter¹⁾: eine Sinnestäuschung als erster Vorbote des nahenden Wahnsinns. Gleich darauf folgt eine zweite, ein Anzeichen der wachsenden Erregung. Iphigenie spricht ihm von dem Licht neuer Hoffnung: sofort sieht er es leuchten, aber es ist der matte Schein des Totenflusses, der ihm zur Hölle den Weg zeigt. Die Erregung steigt jählings höher, als Iphigenie nach der Schwester fragt. Ihr Fragen martert ihm die Seele. Er fühlt, wie die Glut in seinem Innern, die schon still verglomm, von neuem auflodert. Sonst waren es die Furien, die immer wieder die verglimmende Glut anfachten; jetzt thut es Iphigenie. Sie, soeben noch die Himmlische, die die Erinyen seitwärts drängte, jetzt gesellt sie sich zu den Schrecklichen. Wie es psychologisch nur zu erklärlich ist, vernimmt der schon so heftig Erregte von Iphigeniens Liebesworten nichts; wohl aber hört er aus ihrem Munde die Schilderung seines Seelenzustandes, und dadurch erreicht seine

¹⁾ Die früheren Bearbeitungen gaben das Bild der Furien deutlicher: „Doch hör' ich unter der Erde hier und da ihr gräßliches Gelächter — sie horchen auf den ersten Tritt, der dieses Ufers ungeweihten Boden berührt; sie steigen, den Staub von ihren Häuptern schüttelnd, auf und treiben . . .“

Erregung den höchsten Grad. So zerrüttet sind ihm die Sinne, daß selbst der Klang ihrer Stimme sich in seinem Ohre völlig umwandelt. Wo wir den Ton der reinsten Liebe vernehmen, da klingt ihm die Stimme entsetzlich¹⁾. Und wenn sie schmerzlich klagend die Worte spricht: „O, wenn vergifteten Mutterblutes Stimme zur Hölle hinab mit dumpfen Tönen ruft“, da ist es ihm, als schrie sie ihm zu: „Des Mutterblutes Stimme ruft zur Hölle hinab!“ und sogleich hört er es wirklich, das grausige Rufen, und wenn er vorher sie hat, sich nicht auch zu den Erinyen zu gesellen, so glaubt er jetzt, es verberge sich in ihr eine Rachegöttin. Mitten in diese Vorstellungen, die sich von den Wahngestalten eines zerrütteten Geistes kaum noch unterscheiden, fällt das Wort „Ich bin Iphigenie!“ Damit tritt eine jähe Wandlung ein; denn es ist eine neue Schar von Vorstellungen, die auf ihn eindringt, und gegen die er zu ringen hat. Iphigeniens Geständnis muß ihm etwas ganz Unfassbares sein. Hat er doch, so lange er denken kann, es nicht anders gewußt, als daß Iphigenie tot sei, wie wir noch soeben aus seinem Munde hörten.

Nun ist es Iphigeniens Aufgabe, das Udenkbare ihm glaublich zu machen. Aber ihre große Erregung hindert sie zunächst, die ruhigen Worte zu finden, die ihn überzeugen könnten. Nur dem Herzen folgend, eilt sie mit dem Rufe „Mein Bruder!“ auf ihn zu und streckt die Arme aus, sein Haupt zu umfassen. Da ergreift ihn wieder die Sorge um sie. Er wehrt sie ab, damit sie nicht durch seine Berührung verderbe, und wieder will er allein, in sich verschlossen, zu den Toten gehen. — Tiefer Schmerz ergreift Iphigeniens Seele. Es schaudert sie vor ihm, dessen Herz sich ihr so hartnäckig verschließt, und selbst der Zweifel beschleicht sie, ob sie wirklich in diesem fremden Manne ihren Bruder vor sich sehe. So innig verlangt es sie nach einem verständnisvollen Worte von ihm, das ihr Gewißheit des langersehnten Glückes gebe. Lebhaft spricht sie es aus, wie Freude und Schmerz in ihr wechseln, und wie sie trotz dem Schauer, der sie faßt, sich unwiderstehlich hingezogen fühlt zu dem Bruder²⁾. — Doch Orest hat kein Verständnis für sie. Er hält sie für eine Rasende und wendet sich unwillig von ihr ab. Iphigenie aber läßt nicht nach. Dringend fleht sie ihn an, auf sie zu hören und sie anzusehen, damit er verstehe, warum ihr Inneres sie so gewaltig zu ihm reißt. Und dann überläßt sie sich ganz der Gewalt ihrer Liebe. Zweifel und Schauer schwinden, und in überwallender Seligkeit umschlingt sie den Bruder. So faßt und hält sie es denn endlich, das langersehnte Glück. Diese Arme, die so viele Jahre nur den leeren Winden ausgebreitet waren, umschließen das Liebste, was die Welt für sie hat. — Aber ach! Er, den sie mit ihren Armen umfängt, ist ihr in eben diesem Augenblick entfremdeter denn je. Erschien sie ihm vorher wie eine Wahnsinnige, so hält er sie jetzt gar für eine buhlerische Nympe. Dieser Gedanke übt einen seltsamen Einfluß auf sein Gemüt aus. Kurz zuvor, bei der ersten Annäherung Iphigeniens, rief er, ängstlich um sie besorgt: „Lafs! Hinweg! Ich rate dir, berühre nicht die Locken!“ Jetzt, da sie ihn umfaßt hält, gebietet er gelassen: „Entferne deinen Arm von meiner Brust!“ Ja, er überlegt sich schnell, daß das gefällige Wesen dieses Weibes wohl zur Rettung seines Freundes zu verwerten sein möchte. So erscheint Orest allem Einfluß Iphigeniens entrückt und zugleich plötzlich beruhigt. — Es ist die Windstille vor dem Sturme. — Iphigenie bringt der

¹⁾ In den früheren Bearbeitungen: „Wer bist du, daß du mit entsetzlicher Stimme mein Innerstes in seinen Tiefen wendest?“

²⁾ In den früheren Bearbeitungen: „mich schaudert vor dem fremden Manne, und mich reißt mein Innerstes zum Bruder.“

Irrtum Orests zur Besinnung. Sie hatte sich dem leidenschaftlichen Drange ihres Herzens überlassen; jetzt sieht sie ein, daß damit nichts zu erreichen war. Mit ruhigem Ernst ermahnt sie den Bruder, seine Geisteskräfte zu sammeln, damit er von seinen ausschweifenden Gedanken lasse und die Wirklichkeit erkenne. Dann ruft sie die Hilfe der Götter an, wie sie es in jeder Bedrängnis zu thun gewohnt ist, und wie sie es jetzt bei all diesem Ringen mit Orests verschlossener Seele noch nicht gethan hat. Und nach dem Gebete findet sie die einfachen Worte, die endlich dem Bruder die Augen öffnen:

Sie ist hier,
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Rifs mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligtum.

Dadurch soll die für Orest unfafsbare Enthüllung „Ich bin's. Sieh Iphigenien. Ich lebe“ ihm verständlich werden. In Verbindung aber mit dem, was Iphigenie zum Schlufs hinzufügt:

Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester,

erhalten jene Worte noch eine weitere Bedeutung. Den Bruder von dem Wahn zu befreien, daß er dem Verderben geweiht sei, danach strebte Iphigenie längst; aber sie brachte es nur bis zu der Versicherung „Du wirst nicht untergehn!“ Wenn er jetzt vernimmt, daß die Schwester durch Göttermacht vom Opferaltar gerettet worden ist, muß ihm dann nicht auch die Möglichkeit der eigenen Rettung vom Opfertode einleuchten? Und wenn nun diese wunderbar gerettete Schwester es ist, die statt eines fremden Weibes ihn hier am Altar als Priesterin empfängt, muß sich ihm da nicht der gnädige Ratschlufs der Götter enthüllen?

Ja, blitzartig wird dem Unglücklichen alles klar. Jetzt zweifelt er nicht mehr, daß die Priesterin seine Schwester ist. Der Ratschlufs der Götter leuchtet ihm ein. Nur ist es nicht der weise Ratschlufs der gnädigen Götter, es ist der gräfsliche Ratschlufs der Götter, die ihn und sein ganzes Geschlecht mit unversöhnlichem Haß verfolgen. Darum haben sie die Schwester gerettet, damit sie zur Brudermörderin werde; darum haben sie ihn hierher gesandt, damit er von der Schwester Hand sterbe! So muß es enden, das gottgehaßte Haus der Tantaliden! Es kann nicht anders sein, als daß das Licht, welches ihm plötzlich sein Geschick enthüllt, sein Gemüt aufs tiefste erschüttert. Aber in dem, was er spricht, kommt dies zunächst nicht zum Ausdruck. Nur das erste Wort, „Unselige“, verrät Empfindung für das Gräfsliche, was er vor sich sieht. Danach unterbricht keine leidenschaftliche Wendung den ruhigen Fluß seiner Rede. Heldenmütige Fassung atmen die Worte:

So mag die Sonne denn
Die letzten Greuel unsers Hauses sehn! —
Gut, Priesterin! Ich folge zum Altar — —

Auch erkennt er noch Gutes in seinem grauenhaften Untergange: er hinterläßt keine Kinder, und so kann der Fluch sich nicht noch weiter forterben. Ja er vermag noch den Göttern, die ihm diesen Untergang bereiten, dafür zu danken. Und er denkt nicht nur an sich, er wünscht, auch Elektra wäre hier, damit sie nicht zu schwererem Geschick ihr Leben friste, und er bittet

Iphigenie, mit ihm hinabzukommen. Jetzt erst verrät sich leise die innere Erregung. Nach der Aufforderung:

Komm, folge mir ins dunkle Reich hinab!

taucht unvermittelt wieder der Gedanke an das brudermörderische Geschlecht auf und malt sich in einem grauenhaften Bilde, und ebenso unvermittelt folgt die wiederholte Aufforderung:

Komm kinderlos und schuldlos mit hinab!

Es ist Orests heldenhafter Charakter, der sich hier offenbart. Aber durch diesen Ausdruck einer „großen und gesetzten Seele“ dürfen wir uns über den Gemütszustand Orests nicht täuschen lassen. Wie fürchterlich ist doch die Vorstellung, daß Iphigenie gezwungen ihren geliebten Bruder morden werde, um danach durch Selbstmord zu enden! Und wie krank muß die Seele dessen sein, der von diesen grauenhaften Dingen mit Gelassenheit reden kann, als wären sie gut und erwünscht! Wie unheimlich klingt es, wenn Orest den Göttern dankt, daß sie ihn ohne Kinder „auszurotten“ beschlossen haben, und wenn er die Schwester bittet, sie möge — nach der Ermordung des Bruders! — die Sonne und die Sterne nicht zu lieb haben! Wir müssen Orest nur so sehen und hören, wie Iphigenie ihn sieht und hört, dann verstehen wir auch, warum der Blick des Erbarmens, mit dem sie ihn ansieht, an die Blicke der Klytämnestra erinnert. Es malt sich in ihrem Blicke die namenlose Angst, die ihr Herz bei des Bruders Worten und bei seinem Anblick ergreift. Sie fühlt es, daß nur die letzte Kraft des Willens noch die vulkanischen Gewalten des Wahnsinns niederhält, und daß diese bei dem geringsten Anstoß ausbrechen können. Dieser Anstoß kommt von ihr. Bei den Worten „Komm kinderlos und schuldlos mit hinab“ sieht Orest die Schwester an, er sieht ihren jammervollen Blick auf sich gerichtet, und plötzlich taucht das Bild der Mutter vor ihm auf, die mit solchen Blicken den Sohn anflehte, als sein Arm sich gegen sie erhob. Den ganzen gräßlichen Vorgang sieht er wieder vor sich. Die Vergangenheit wandelt sich in die Gegenwart. Der Geist der erschlagenen Mutter steigt auf; die Furien umringen ihn, den Mörder, um dem willkommenen Schauspiel beizuwohnen, wie die Schwester den Bruder mit ihrem Dolche durchbohrt. Und dann? Unter all den Wahngestalten sieht er einen Augenblick die Schwester, wie sie wirklich ist. Er sieht sie weinen. Und mitten durch die Wirrnisse, die seinen Geist umfängt, kommen seltsame Worte tief aus seinem Herzen hervor: ein zartes Wort des Trostes:

„Weine nicht! Du hast nicht schuld“

und zum Abschied das Geständnis seiner innigsten, reinsten Liebe:

„Seit meinen ersten Jahren hab' ich nichts

Geliebt, wie ich dich lieben könnte, Schwester.“

Es war der letzte lichte Lebensblick des schwer Erkrankten. Sogleich umhüllt ihn wieder die Nacht des Wahnsinns: Er sieht die Priesterin den Dolch zücken, er fordert sie selbst auf, ihn zu schwingen und den Glutströmen in seinem Busen einen Weg zu öffnen. Dann sinkt er nieder, von ihrem Stahl — so glaubt er — zum Tode getroffen.

In tiefster Seele erschüttert und ratlos sucht Iphigenie Hilfe bei Pylades.

Nach kurzer Zeit richtet Orest sich mit offenen Augen, aber traumumfungen aus der Betäubung auf. Eine große Wandlung hat sich in seinem Innern vollzogen. Er fühlt sich beruhigt und erquickt. Die Vorstellung, die ihn beherrschte, als er niedersank, hat durch den Zustand der Bewußtlosigkeit hindurch in seiner Seele fortgewirkt. Jetzt liegt das grauenvolle Sterben am

Opferaltar hinter ihm, und er findet sich im Jenseits wieder, im Reiche des Friedens, nach dem er sich so innig sehnte. Das Gefühl der Beruhigung nimmt in seiner Phantasie konkrete Gestalt an und wird zu einer Reihe von Vorgängen, die er mit den Sinnen des Gefühls, des Gehörs und des Gesichts wahrzunehmen wähnt.

Zuerst wird er sich der Vorgänge in seinem Innern bewußt. Hatte er vorher die Empfindung von siedenden Strömen in seiner Brust, so fühlt er jetzt, wie erquickende Kühle ihm den Busen durchrieselt. Da er im Hades zu weilen glaubt, so muß es ein Trunk aus Lethes Fluten sein, der ihm die Erquickung gebracht. Noch einen Becher begehrt er. Er glaubt ihn zu trinken, und nun hat er die Gewißheit, daß bald auch der letzte Rest des irdischen Leidens aus seinem Busen hinweggespült sein wird. Traumhaft überträgt sich ihm die Vorstellung des stillen Dahinfließens von Lethes Wellen auf seinen Geist, der nun zu den Schatten in die ewigen Nebel fließt. — Jetzt beginnt die Wahrnehmung einer erträumten Außenwelt, zuerst noch unklar, dann allmählich immer deutlicher. Anfangs hört Orest nur ein Gelispel in den Zweigen, ein Gesäusel aus der Ferne; dann richtet er das Auge nach der Dämmerung hin, aus der das Geräusch kommt, und er weiß, daß die Schatten der Unterwelt nahen. Jetzt sieht er sie, eine herrliche Schar, er unterscheidet die einzelnen Gestalten nach Alter und Geschlecht, er vergleicht sie, bemerkt ihre Ähnlichkeit, erkennt in ihnen die Ahnherren seines Hauses, und endlich kann er die einzelnen Personen mit ihren Namen nennen und sieht, wie sie vertraulich mit einander verkehren. Aus dieser Wahrnehmung folgert er, daß mit dem Leben auch die Rache erlosch, und er gelangt so zu der frohen Gewißheit, daß auch er willkommen ist. — Freudig erregt begrüßt er die Ahnen und bittet sie, ihn in ihren Kreis aufzunehmen. Er begehrt den Vater zu sehen, er sieht ihn, er sieht, Hand in Hand mit ihm wandelnd, sie, die einst ihn mordete. Da kommt in Orest das Bewußtsein, daß alle Schuld ausgetilgt und vergessen ist, zur Vollendung. Wenn Agamemnon mit Klytämnestra versöhnt ist, dann ruft auch Klytämnestras Geist nicht mehr die Rachegöttinnen wider den Sohn auf. Und so tritt er zu den teuren Schatten und ruft ihnen mit froher Gewißheit zu: Seht euren Sohn! Heißt ihn willkommen! Nachdem Orest die Ahnen und die Eltern versöhnt und friedevoll gesehen, verlangt es ihn, nun auch den Stammvater zu begrüßen, ihn, durch den der Fluch über das ganze Geschlecht gekommen, ihn, der jetzt, da der Fluch mit all seinen Folgen getilgt ist, den Kindeskindern nur noch als das verehrte Haupt dasteht. Als er aber nach ihm fragt, wenden die Gestalten sich von ihm ab. Da besinnt sich Orest darauf, daß Tantalus zu ewigen Qualen verurteilt ist, und er versinkt trauernd in sich. — Wie er die Augen wieder aufschlägt, sieht er Iphigenie und Pylades, die leise zu ihm getreten sind. Er erkennt sie sogleich; aber den Wahn, daß er im Hades weile, vermag ihr Erscheinen allein nicht zu zerstreuen. Nur die beiden Gestalten nimmt sein Auge wahr, noch nicht die Dinge umher, und seine Gedanken und Gefühle bewegen sich noch in den vorigen Bahnen. Wohl wünscht er, auch Elektra wäre hier; wohl bedauert er den Freund, den er so ungern in das Schattenland mit hinabnahm; doch überwiegt das Gefühl der Befriedigung, wie mit den Eltern und Ahnen, auch mit den beiden Geliebten in dem stillen Reiche des Friedens vereint zu sein. — Voll Kummer, den Bruder noch in den Banden des Wahns zu finden, nimmt Iphigenie ihre Zuflucht zum Gebet. Die himmlischen Geschwister, die beiden Lichtgottheiten, fleht sie um Rettung an für sich und Orest, die irdischen Geschwister. Dann wendet sie sich an ihre Schutzgöttin insbesondere mit zwiefachem Gebet für den Bruder, indem sie sich auf die Schwesterliebe

der Göttin und auf den gnädigen Willen beruft, den sie Iphigenien offenbart hat. — Ihr Gebet geht sogleich in Erfüllung. Orest vernimmt dies Gebet. Er hört, wie die Schwester, die er soeben als Abgeschiedene begrüßte, die Götter des Lichtes anruft, die der Unterwelt nicht leuchten, und zu denen nur die Lebenden beten. Und so strömt das Licht, das sie erfleht, aus ihren Worten in seinen umnachteten Geist. Mit tiefem Staunen und schweigend nimmt er es wahr. — Als dann Pylades zu der göttlichen die menschliche Hilfe gefügt und den noch Starren nachdrücklich aufgefordert hat, seine Sinne zu gebrauchen, da entfliehen die letzten Schatten des Wahns, und Orest findet sich in der wirklichen Welt wieder.

Nun strömt es ihm vom Munde, was sein Herz erfüllt. Sein erstes Wort gilt der Schwester, die er liebt, wie er seit seinen ersten Jahren nichts geliebt hat, in deren Armen er zum ersten Mal reine Freude fühlt. Dann wendet er sich in einem innigen Dankgebet an die Götter. Wie anders klingt dies Gebet als jenes einzige, das wir bisher aus seinem Munde gehört: „Ich danke, Götter, daß ihr mich ohne Kinder auszurotten beschlossen habt!“ In tiefster Seele ergriffen, preist er das segensvolle Walten der Himmlischen, das er jetzt an sich erfahren hat, und dann bittet er sie, ihn das Gute, das sie ihm geschenkt, mit vollem Dank genießen und behalten zu lassen. Nachdem er so dem Drange seines Herzens genuggethan, spricht er jubelnd die Erkenntnis aus, die ihm jetzt aufgegangen ist: „Es löset sich der Fluch.“ Die Gewißheit, daß es so ist, schöpft er aus der inneren Erfahrung; darum fügt er hinzu: „Mir sagt's das Herz.“ Und aus dieser inneren Erfahrung geht ihm auch die Umgestaltung der äußeren Welt hervor: die Eumeniden ziehen zu ihrem alten Wohnsitz hinab; die Erde gehört wieder den Lebenden. Die Erlösung von seiner Seelenqual, ein innerer Vorgang, der sich als solcher der Vorstellung entzieht, stellt sich der Phantasie Orests dar unter dem Bilde eines Gewitters. Wie schwere Wetterwolken sich über die Erde breiten, so lastete auf seiner Seele die düstere Schwermut. Dem Donnergetöse, dem Windesbrausen und den wilden Strömen des Regens glich der Ausbruch des Wahnsinns. Das furchtbare Wetter scheint der Welt Verderben zu bringen: so sah er im Rasen des Wahnsinns den Tod vor Augen. Aber wie der Ausbruch der Elemente der Erde zum Segen wird, so ist ihm aus dem Wahnsinn der Seelenfriede gekommen. In dem Toben des Gewitters aber sieht der Mensch das Zürnen der Gottheit, um zuletzt, wenn es sich in Segen auflöst, ihr gnädiges Walten zu erkennen. So haben sich auch dem Orest durch das Heil, das sie ihm aus dem Leid hervorgehen ließen, die gnädigen Götter offenbart.

Das Bild des Gewitters kehrt in Orests letzten Worten noch einmal wieder. Wie man, wenn das Wetter ausgetobt hat, den letzten Donner in der Ferne verhallen hört, so hört Orest jetzt die Eumeniden zum Tartarus ziehen und die ehernen Thore hinter sich zuschlagen. Und wie nach dem Gewitterregen die Erde erquickenden Geruch dampft und die Menschen zu Genuß und neuer Thätigkeit einladet, so sieht Orest, von der Seelenqual befreit, ein neues Dasein vor sich und fühlt in sich den Drang, nach Lebensfreude und großer That zu jagen.

Gliederung der Handlung und Darstellungsform.

Der erste Auftritt des zweiten Aufzuges.

Überblicken wir den Auftritt im ganzen, so tritt uns als Hauptgegenstand der Darstellung der Seelenzustand eines Menschen entgegen, über den die Götter ein schweres Schicksal

verhängt haben. Noch hat dieses Schicksal sein Ende nicht erreicht, doch scheint es in kürzester Frist durch einen gewaltsamen Tod zum Abschlufs kommen zu sollen. Das Bewußtsein einer That, welche die Götter, wie er glaubt, aus Haß gegen sein schuldbeladenes Geschlecht ihm aufgezwungen haben, lastet so schwer auf Orests Seele, daß er trotz eines Rettung verheißenden Orakelspruchs den Tod für unvermeidlich hält und ihn als einzigen Erlöser willkommen heißt. — Dem schwermutsvollen, in ohnmächtige Verzweiflung versunkenen Orest gegenüber steht der lebensfreudige Pylades. Obgleich in gleich dringender Lebensgefahr, schöpft er aus seinem unerschütterlichen Gottvertrauen die Hoffnung auf Rettung aus aller Not und die Kraft und Lust zu klugem und kühnem Handeln.

Dieser Gegensatz dient dem Dichter dazu, den Seelenzustand Orests vor uns zu entwickeln; das Streben des Pylades, dem Freunde die eigene Zuversicht und Thatkraft einzuflößen und ihn und sich zu retten, giebt dem Auftritt die dramatische Bewegung.

Die dramatische Bewegung setzt nicht mit dem Anfang des Auftritts ein; vorauf geht eine ruhige Darlegung der äußeren Lage und des Zustandes, in dem Orests Gemüt sich befindet, sowie eine Schilderung des entgegengesetzten Gemütszustandes des Pylades. Während dieser erste Teil Gegenwärtiges schildert, führt der zweite Teil (vom 55. bis zum 160. Verse) in Orests Vergangenheit zurück, und in dem dritten Teile begründet Pylades seine Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang.

Die Eingangsrede Orests ist in strenge metrische Formen gebunden. Sie gliedert sich in drei Strophen von je zehn und in eine Schlusstrophe von fünf Versen. In jeder dieser Strophen ist ein Gedanke entwickelt, und der völlige Abschlufs dieses Gedankens ist durch stumpfen Schlufs des letzten Verses gekennzeichnet. Die Beziehung aller Gedanken auf den Redenden, das Vergessen des mitanwesenden Pylades und die Anrede an die abwesenden Furien, endlich die der lyrischen Gattung entlehnte strophische Gliederung, alles dies giebt den ersten 30 Versen das Gepräge eines Monologs. Es ist der Eingangsmonolog zu dem Drama „Orest“¹⁾.

Haben wir im ersten Teile eine Schilderung von Orests gegenwärtigem Seelenzustande erhalten, so gewinnen wir durch den zweiten Teil ein tieferes Verständnis dieses Zustandes, indem wir erfahren, was für Lebensschicksale ihn hervorgerufen haben. Vier Abschnitte aus Orests Leben werden uns vorgeführt: die drei Perioden der Kindheit, des Knabenalters und der Jünglingszeit und ein Ereignis der beginnenden Mannesjahre, die Rachethat. Während die drei ersteren anschaulich geschildert werden, wird uns von der letzteren nur gezeigt, wie Orest sie beurteilt, und wie sie auf sein Gemüt gewirkt hat. Diese Abweichung war notwendig, da die Erzählung des Mütterermordes dazu ausersehen ist, an einer anderen Stelle des Dramas ein wichtiges Glied der Handlung zu bilden; sie ist psychologisch verständlich, weil die That erst kürzlich geschehen und auch dem Mitspieler frisch im Gedächtnis ist. Anders verhält es sich mit einem Ereignisse aus früherer Zeit, das ebenfalls an einer späteren Stelle wirkungsvoll berichtet werden soll, mit der Ermordung Agamemnons. Die Erzählung dieses Erlebnisses drängt sich dem Orest auf die Lippen und wird geschickt dadurch verhindert, daß Pylades ihm schnell ins Wort fällt.

¹⁾ Auch die Anwendung des stumpfen und klingenden Verschlusses verdient hier Beachtung. In der ersten Strophe herrscht klingender Schlufs vor, entsprechend der sanft melancholischen Stimmung; die zweite hat gleich oft stumpfen wie klingenden Schlufs; in der erregten dritten Strophe überwiegt stumpfer Schlufs, dreimal durch Pause verstärkt.

Bei einer weit größeren Freiheit der Bewegung zeigt dieser Teil doch eine gewisse Symmetrie des Baues. Die vier Reden Orests, die seine Lebensschicksale zum Gegenstande haben, sind von fast gleicher Länge (etwa 12 Verse). Die erste und zweite, wie die zweite und dritte sind durch je drei kürzere Zwischenreden, die beiden letzten dagegen durch eine lange Zwischenrede miteinander verbunden, und an die vierte schließt sich ein vierfach geteiltes Wechselgespräch. Von den Zwischenreden lehnt sich jedesmal der größere Teil an die vorausgehende Rede Orests, während der kleinere, und zwar vier bis fünf Verse, zu der folgenden überleitet. Von den vier Abschnitten, in die somit der ganze Teil zerfällt, sind der erste, der zweite und der vierte fast genau gleich lang (23 bis 24 Verse), wogegen der dritte durch die phantasievollen Ausführungen des Pylades „Es klingt so schön, was unsre Väter thaten . . .“ um zwölf Verse verlängert ist.

Diente der zweite Teil des Auftritts dazu, uns Orests Hoffnungslosigkeit verständlich zu machen, so zeigt uns der dritte, worauf sich Pylades' Hoffnungsfreudigkeit gründet. Er zerfällt in zwei fast gleich lange Abschnitte. In dem ersten entwickelt Pylades seine Gedanken über den Ratschluß der Götter in drei durch kurze Zwischenreden getrennten Absätzen; im zweiten spricht er von der Rettung, die durch Menschen bewirkt werden soll, wieder in drei Absätzen. Im ersten wie im zweiten Abschnitt erwidert Orest auf Pylades' Ausführungen mit je einer Rede von sieben Versen. Es herrscht also auch in diesem Teile ein gewisses Gleichmaß. — Wir haben einen kleinen Abschnitt übergangen, die acht Verse von „Ich hör' Ulyssen reden“ bis „Drum hab' ich keinen Rat von dir verlangt“. In diesen Versen charakterisiert sich Pylades selbst und giebt ausdrücklich zu, daß er sich den vielgewandten Odysseus zum Vorbild erwählt habe, wogegen Orest nur den schätzen will, der tapfer und gerade ist. Offenbar sind diese Verse für den Zusammenhang keineswegs notwendig, ja, wie gefällig sie sich auch einfügen, sie unterbrechen den Fortgang des Gedankens. Weshalb sind sie nun hier eingefügt? Um die Handlung des dritten Aufzuges zu ermöglichen, muß Pylades vorher der Priesterin über sich und Orest die Unwahrheit sagen. Sollen wir aber diese seine Handlungsweise verstehen, so mußte der Dichter ihn nicht nur mit der Klugheit und Erfindungsgabe ausstatten, deren er auch später noch, bei dem Entführungsplane, bedarf; er mußte ihm selbst Neigung zu Trug und Erdichtung beilegen, wie wir sie an Odysseus kennen.

Der erste Auftritt giebt die Grundlage, auf der die Handlung des zweiten Auftritts und des dritten Aufzuges sich aufbauen soll. Er zeigt uns als Ziel dieser Handlung die Erlösung Orests. Pylades glaubt fest, daß Orest erlöst werden wird durch Vollbringung einer sühnenden That, und daher ist das nächste Ziel seines Hoffens und Strebens, ihm das Leben zu retten. Orest erhofft die Erlösung nur von dem Tode, und daher ist das nächste Ziel seiner Sehnsucht der Tod. Wir können die Erwartung des Pylades nicht teilen, weil wir kein Verständnis dafür haben, daß ein Mensch durch die Entführung eines Götterbildes von quälendem Schuldbewußtsein befreit werden sollte. Wir können aber auch dem Orest nicht zustimmen; denn, wenngleich die That, die er begangen hat, die denkbar schrecklichste ist, so hat er sie doch keineswegs aus verbrecherischer Gesinnung, sondern aus Gehorsam gegen die Götter vollbracht. Das Leiden Orests, seine Schwermut und sein Verfolgungswahnsinn, entspringt nicht aus seiner That, sondern aus seiner Vorstellung von dieser That, nicht daraus, daß sie ein nie verzeihliches Verbrechen ist, sondern daraus, daß er sie für ein solches hält. Und hierzu wirkt ganz wesentlich seine „fixe Idee“ mit, daß er wie sein ganzes Geschlecht von den Göttern gehaßt und deshalb mit Schuld beladen und zum Untergange bestimmt sei. Orest wird daher von seinem Leiden geheilt

werden, wenn die Vorstellungen, aus denen sein Leiden entspringt, durch entgegengesetzte Vorstellungen aus seinem Innern verdrängt werden¹⁾. Aus dem geringen Erfolge der Bemühungen des Pylades erkennen wir, daß es sehr starker Einwirkungen bedürfen wird, um dieses Ziel zu erreichen. — Am Ende des ersten Auftritts werden durch Pylades' Hinweis auf die Priesterin die Fäden der Handlung angesponnen.

Der zweite Auftritt

bringt den Beginn der Handlung, die erste Annäherung zwischen Orest und Iphigenie durch die Vermittlung des Pylades. Dieser Vermittlung bedurfte es, um einen solchen Verlauf der Handlung des dritten Aufzuges zu ermöglichen, wie er dem Ziele des Dramas entspricht. Durch Pylades erhält Iphigenie wahrheitsgemäße Mitteilungen über Orest, durch die ihr Verhalten gegen ihn beeinflusst werden wird: Er hat einen Mord begangen, er wird von den Furien verfolgt und bedarf der Schonung; er hat die Verheißung erhalten, hier Errettung zu finden. Iphigenie erhält die erste und für sie furchtbarste Schreckenskunde schon hier, weil sonst der Fortgang ihres Gesprächs mit Orest durch ihre tiefe Gemüterschütterung unmöglich würde. Iphigenie erhält aber auch falsche Mitteilungen über die Person Orests, und dadurch wird es ermöglicht, daß Orest als ein ihr Unbekannter ihre herzliche Teilnahme erfährt, und daß er aus eigenem Antriebe ihr sein Verbrechen erzählt, seine Seelenqualen schildert und sich ihr zu erkennen giebt. — Der Auftritt zerfällt nach den Gegenständen, denen Iphigeniens Interesse sich zuwendet, in zwei Teile. Im ersten wie im zweiten Teile muß Iphigenie zweimal fragen, ehe sie die gewünschte Antwort erhält, da Pylades jedesmal von dem Gegenstande ihres Interesses abschweift. Im ersten Teile läßt sie ihn aber ausreden, und die Gelassenheit, welche sich hierdurch offenbart, erhält einen verstärkten Ausdruck durch das Gleichmaß ihrer beiden Fragen (je fünf Verse). Diese Gelassenheit bewahrt sie auch während der zweiten, doppelt langen Rede des Pylades, indem sie diese ruhig bis zu Ende anhört, obgleich der Anlaß zu ihrer lebhaften Frage: „Fiel Troja?“ schon durch die genau in der Mitte seiner Rede stehenden Worte „vor Troja tritt“ und „beutereich zurücke kam“ gegeben war. Anders verhält sie sich im zweiten Teile. Hier fällt sie dem wieder abschweifenden Pylades ins Wort, so daß dessen Rede nach dem elften Verse abgebrochen wird. Letzteres verdient Beachtung im Zusammenhange mit der eigentümlichen Erscheinung, daß alle anderen längeren Reden dieses Auftritts eine runde Verszahl haben (8, 10, 12, 12, 20, 24), eine Geschlossenheit und Bestimmtheit der Form, der wir auch im dritten Aufzuge begegnen werden²⁾.

Der erste Auftritt des dritten Aufzuges.

Der Auftritt erscheint zunächst durch ein großes lyrisches Stück, das Dankgebet Iphigeniens „So steigst du denn, Erfüllung . . .“, in zwei Hälften geteilt. Der Einschnitt wird dadurch verstärkt, daß Iphigenie während dieses Gebets allein auf der Bühne ist. In der ersten Hälfte erkennen wir zwei ähnliche lyrische Stellen, das kurze Dankgebet „Goldne Sonne, leihe mir . . .“ und die Klage „Unsterbliche, die ihr den reinen Tag . . .“. In der zweiten Hälfte springen uns

¹⁾ Es gilt dies auch von den Wahnsinnsanfällen, denn, wiewohl diese sich nicht nur als ein seelisches, sondern zugleich als ein körperliches Leiden darstellen (jedoch ganz anders als bei Euripides), so entspringen sie doch nicht aus einer krankhaften physischen Anlage, sondern lediglich aus psychischen Ursachen.

²⁾ Die Frage, wie weit diese Erscheinung auf ein mechanisches Abzählen der Verse, wie weit auf ein lebendiges künstlerisches Formgefühl zurückzuführen ist, mag hier unentschieden bleiben.

als Wendepunkte der Handlung ins Auge: Iphigeniens Geständnis „Orest, ich bin's! Sieh Iphigenien!“ und Orests Anerkennung der Schwester „Unselige! So mag die Sonne denn ...“. Endlich ist noch in der ersten Hälfte der Anfang eines neuen Abschnitts gekennzeichnet in den Worten „Du sollst mich kennen. Jetzo sag mir an ...“. Hiernach zerfällt der Auftritt in sieben Abschnitte. Da aber zwei jener Einschnitte weniger stark sind als die übrigen, so ergibt sich folgende Gliederung in fünf Teile:

- I. (26 Verse) Iphigeniens Ansprache und deren Wirkung auf Orest.
- II. (99 Verse) Orest berichtet Thatsächliches über Iphigeniens Angehörige.
 - a) (33 Verse) Iphigenie fragt eifrig und erhält von dem widerwillig antwortenden Orest die Bestätigung von Agamemnons Ermordung und die Gewissheit, daß die Geschwister leben. Dankgebet.
 - b) (66 Verse) Orest drängt Iphigenien dazu, nach Klytämnestra zu fragen, und berichtet von dem Muttermorde. Klage und kummervolle Frage nach Orest.
- III. (67 Verse) Orest enthüllt Iphigenien sein Inneres und giebt sich zu erkennen. Dankgebet.
Zwischenglied von 4 Versen.
- IV. (101 Verse) Iphigenie giebt sich zu erkennen.
 - a) (52 Verse) Den heftig erregten Bruder sucht Iphigenie zu beruhigen und auf die Erkennung vorzubereiten, steigert aber dadurch seine Aufregung. Endlich giebt sie sich zu erkennen.
 - b) (49 Verse) Iphigenie sucht, von schwesterlicher Liebe getrieben, Orest zu umfassen. Er glaubt ihr nicht und weist sie von sich, bis es ihr endlich gelingt, ihn zu überzeugen.
- V. (32 Verse) Orest erkennt Iphigenien als Schwester und fällt in Wahnsinn.
3 Schlußverse.

In den drei ersten Teilen erkennen wir eine aufsteigende Handlung. Die Annäherung der Geschwister schreitet stufenweis fort, indem einerseits Iphigenie mehr und mehr mit Orests Erlebnissen vertraut wird und ihr Interesse sich von den fern liegenden Schicksalen ihrer Angehörigen dem gegenwärtigen Unglück ihres Bruders und dann der Person des vor ihr stehenden, noch unerkannten Orest zuwendet, andererseits Orest, unter der Gewalt, die die „Himmlische“ auf sein Gemüt ausübt, mehr und mehr widerstandslos sich mit allem, was sein Herz bewegt, ihr hingiebt. Im dritten Teile erreicht diese Handlung ihre Höhe mit Orests Geständnis „Ich bin Orest“. Von hier ab bis zum Ende des Auftritts hält sich die Handlung auf der Höhe. Iphigenie strebt nach Vereinigung mit dem Bruder; bei Orest tritt, im Gegensatze zu dem dunkeln Drange, der ihn bisher Iphigenien immer näher brachte, das bewußte Streben hervor, sich von ihr zu trennen. Sie ringt mit allen Kräften ihrer Seele danach, ihn dem Leben zurückzugewinnen; er sucht mit leidenschaftlichem Verlangen den Tod. So entsteht ein gewaltsames Ringen zwischen den Seelen der beiden Geschwister und ein gewaltsames Ringen in Orests Seele zwischen den Vorstellungen, die ihn bisher beherrscht haben, und den entgegengesetzten Vorstellungen, die von Iphigenie ausgehen, weniger dargelegt in ihren Reden als verkörpert in ihrer Person und ihrem Verhalten. Das ganze persönliche Wesen Iphigeniens tritt ihm als ein nie Geahntes, völlig Neues entgegen. Und diese Reine, derengleichen er nie gesehen, stößt ihn

nicht mit Abscheu von sich, sie umfängt den Muttermörder mit innigem Mitleid, mit herzlicher Liebe. Und sie, die nichts von Rache und Verdammung weiß, steht im innigsten Einvernehmen mit den himmlischen Mächten, die Orest nur als die erbarmungslosen und rachsüchtigen Götter kannte. Endlich enthüllt sich das reine, gottgeliebte, segenspendende Wesen gar als seine Schwester, als Angehörige seines verbrecherischen, gottgehaßten, fluchbeladenen Geschlechts. Beim Andringen dieser neuen Vorstellungen suchen die alten sich in Orests Seele mit Gewalt zu behaupten. Anfangs wehren sie jene ab, dann bemächtigen sie sich ihrer, verzerren sie zu Schreckbildern und ruhen nicht, bis sie ihr letztes Ziel erreicht haben: Indem Orest, von dem in seinem Innern tobenden Kampfe erschöpft, bewußtlos niedersinkt, erleidet er in seiner Vorstellung den Tod, der, wie er glaubte, allein seine Schuld sühnen und ihn von seiner Qual erlösen kann. Nachdem hiermit die Höhe der Handlung ihren Abschluß erreicht hat, folgt unmittelbar die Peripetie. Sie besteht darin, daß während der Betäubung die bisher Orests Seele beherrschenden Vorstellungen, weil sie bis zu ihrem Ziele gelangt sind, zur Ruhe kommen, worauf dann die neuen Vorstellungen, die in sein Inneres eingedrungen sind, sich entwickeln können.

Die beiden letzten Auftritte des dritten Aufzuges

enthalten die fallende Handlung, die Heilung Orests. Diese vollzieht sich in zwei Stufen, die durch Iphigeniens Gebet und Pylades' mahnende Rede von einander getrennt sind. Auf der ersten Stufe sehen wir Orests noch träumenden Geist von einem Wahn umfassen, der eine Folge und Fortsetzung seiner vorherigen Vorstellungen ist. Zugleich aber beginnen neue Ideen sich in ihm zu regen, die Ideen vom Aufhören des Hasses und der Rache, von Versöhnung und Liebe. Der Wahn, daß er gestorben sei und im Hades weile, begünstigt die Entwicklung der neuen Vorstellungen, ist aber keineswegs deren Ursache. Ist doch das freundliche Bild der Unterwelt selbst, wie es sich Orest darstellt, nicht aus jenem Wahn entstanden. Er wollte ja zu dem finstern Hades, dem Wohnsitze der Furien, hinabsteigen, und nun hat sich ihm der Hades in Elysium verwandelt. Aus den lieblichen Bildern, die vor seinem Auge vorüberziehen, meint Orest die frohe Gewißheit der Versöhnung zu gewinnen; in Wirklichkeit aber ist es sein zum Frieden gekommenes Gemüt selbst, aus welchem sie hervorsprießt, und es ist seine Phantasie, welche die noch dunklen Vorstellungen in jene Bilder kleidet und sie ihm so zum Bewußtsein bringt. Darum allein ist es möglich, daß, wenn der Hadestraum schwindet, doch die Gewißheit der Versöhnung bleibt. In tiefer Verborgenheit vollzog sich bei Orest während der Betäubung der Übergang von der Seelenqual zum Seelenfrieden. So hat der Dichter auch das Schwinden des traumhaften Zustandes, das für Orest eine Umwandlung seiner ganzen Gedankenwelt bedeutet, nicht in Worten dargestellt. Nur stummes Mienenspiel verrät uns, wie unter der Einwirkung von Iphigeniens Gebet, das wie eine süße Musik den Vorgang begleitet, Orests Seele aus dem Hades zum Reiche des Lichts zurückkehrt. Um so wirkungsvoller ist dann der Jubel, mit dem der völlig Erwachte das neue Leben begrüßt, vergleichbar dem Schmetterling, der geheimnisvoll in der Puppe sich entwickelt hat und nun, nachdem er die Schale durchbrochen, im Sonnenschein die Flügel ausbreitet.

Der Bau der einzelnen Teile des dritten Aufzuges bietet manche bemerkenswerte Erscheinung. In der ersten Hälfte des ersten Auftritts wird Orest fünfmal zu Mitteilungen an Iphigenie bewogen. Die beiden ersten Male fragt Iphigenie nach dem Vater und den Geschwistern

in Reden von je 15 Versen, und Orest antwortet mit zwei und drei Silben. Nach Iphigeniens kurzem Dankgebet erweckt Orest in einem zum Teil stichomythischen Zwiegespräch von 18 Versen ihre Spannung auf weitere Mitteilungen, um dann in einer Rede von 36 Versen den Muttermord zu erzählen. Iphigeniens mitleidsvolle Frage nach dem Schicksal des Mörders führt zu der 20 Verse zählenden Schilderung seiner Seelenqual, und ein kurzes Zwiegespräch, in welchem Iphigeniens Mitleid mit dem Erzähler zum Ausdruck kommt, zu der Rede von 18 Versen, in der Orest sich zu erkennen giebt. Nach jeder der fünf Mitteilungen kommt deren Wirkung auf Iphigeniens Gemüt zum Ausdruck, und zwar nach den drei wichtigsten Mitteilungen, daß Orest lebt, daß Orest zum Muttermörder geworden ist, und daß Orest vor ihr steht, in der Form von Gebeten, von denen das erste 3, das zweite 12 und das dritte 24 Verse zählt¹⁾. — In der zweiten Hälfte des Auftritts bedingen die einander widerstreitenden Bestrebungen der beiden Personen eine größere Lebhaftigkeit der Sprache, und daher nehmen hier die Reden eine andere Gestalt an. Nur die erste und die letzte Rede Orests haben einen größeren Umfang. Jene, in der er sein Grausen vor den nahenden Furien ausspricht, zählt 16, diese, in der er sich von den Furien umringt sieht, 32 Verse. In dem ersten Abschnitt dieses Teiles gehen die Reden noch sämtlich in vollen Versen aus; im zweiten Abschnitt, wo die lebhafteste dramatische Bewegung herrscht, wird bei neunmaligem Redewechsel fünfmal ein Vers zerrissen. — In scharfem Gegensatz hierzu stehen die beiden letzten Auftritte. Sie bestehen fast ganz aus wenigen umfangreichen Reden. Orests erste Rede zählt 23 iambische Fünffüßler und 36 iambisch-anapästische Dimeter, seine zweite Rede 24 Verse. Die dazwischen fallenden Reden der Iphigenie und des Pylades sind 15 und 9, zusammen 24 Verse lang. Ein Dialog findet sich hier gar nicht, und nur kleinere Stücke, die beiden Reden des Pylades und einige Verse Orests, haben [den Ton des Gesprächs. Alles übrige ist monologisch und hat zum Teil einen ausgesprochen lyrischen Charakter. Letzteres gilt nicht nur von der in lyrischen Rhythmen gehaltenen Begrüßung der Väter, sondern auch von dem Anfang der ersten Rede Orests, wo in dem sanften Fluß der Verse, ihrem klingenden Ausgang und dem weichen Klange der Worte (Busen, hingegeben, ew'gen Nebel, laben, Zweigen, säuseln) sich das Gefühl des Seelenfriedens malt, und von einem Teile der zweiten Rede Orests, jenem Hymnus auf das Walten der Olympischen, in dem das dankerfüllte Herz des Erlösten sich in zwölf unablässig dahinströmenden Versen ergießt.

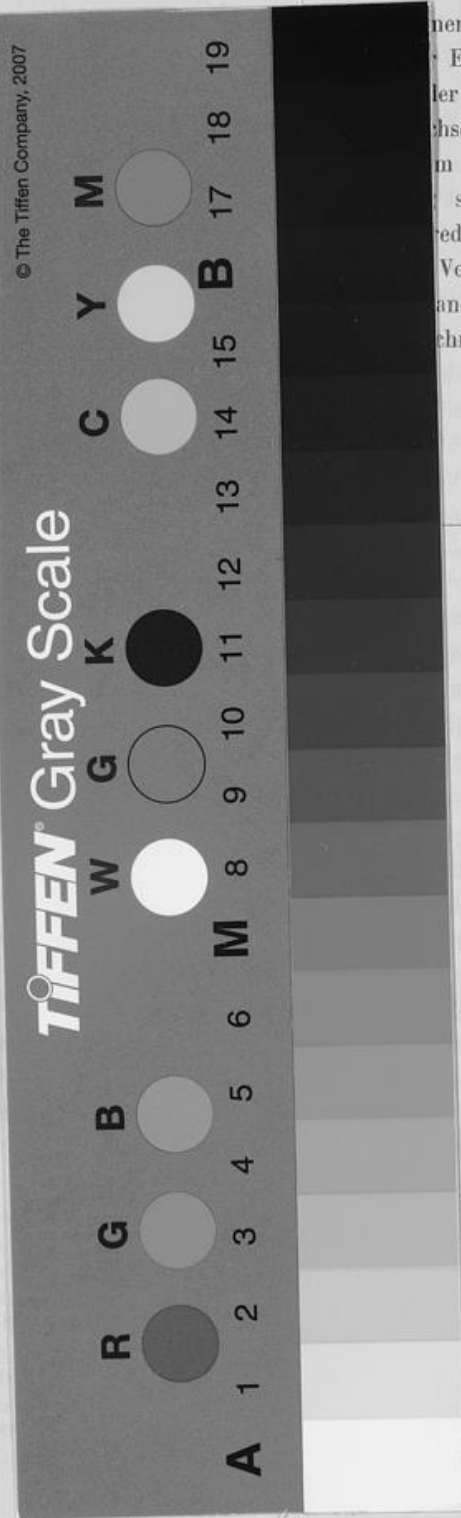
Der zweite und dritte Aufzug enthalten in ihrer Einrichtung alle Merkmale einer in sich abgeschlossenen Handlung, und diese Handlung, deren Gegenstand die Erlösung Orests ist, hat innerhalb dieser beiden Aufzüge ihre ersten Anfänge wie ihren völligen Abschluß. Im Anfang

¹⁾ Dieselbe Formenstrenge zeigt sich auch in der Gliederung der drei großen Reden Orests. Von den 36 Versen der ersten Rede entfallen 6 auf die Einleitung, 6 auf die Erzählung von der Rettung des jungen Orest und seinem Freundschaftsbunde mit Pylades, und 24 auf die Erzählung der Rachethat vom ersten Entschluß bis zur Ausführung. In der halb so langen dritten Rede zählt die Einleitung zu der offenen Aussprache 6, die Aussprache selbst 12 Verse. In der 20 Verse langen zweiten Rede unterscheiden wir nach dem einleitenden ersten Verse folgende Abschnitte: Aufruf der Furien = 5 Verse, die Furien und ihre Gefährten sich rüstend = 5 Verse, aufsteigender Dampf = 4 Verse, Verfolgung des Mörders = 5 Verse. Ähnlich wie mit der ersten und dritten Rede Orests verhält es sich mit der großen Dankrede Iphigeniens. Von ihren 24 Versen enthalten nur die letzten 18 das eigentliche Gebet, während die ersten 6 das Erstaunen über die Größe der Gnade ausdrücken. Jedesmal steht also die Verszahl der kleineren Abschnitte zu der Verszahl der ganzen Rede in einem einfachen, sinnfälligen Verhältnisse.

Friedrichs-Werdersche Oberrealschule. 1896.

erschien zwar auch die Befreiung der Gefangenen und die Entführung des Götterbildes als erstrebtes Ziel. Letztere, die als Bedingung der Erlösung gedacht war, hat aber schon jetzt alle Bedeutung verloren, und ersterer sehen wir bei der durch das Geschehene völlig veränderten Lage mit Zuversicht entgegen, wiewohl wir noch nicht durchschauen, auf welche Weise sie herbeigeführt werden wird. Äußerlich ist der zweite Aufzug mit dem ersten nur durch die wenigen Verse verknüpft, welche wir an die Spitze unserer Betrachtung setzten, und andererseits findet sich erst gegen Ende des dritten Aufzuges und in der Schlußrede des Pylades eine entschiedene Hinweisung auf das noch zu erstrebende Ziel, jedoch keinerlei Vorbereitung der Handlung der folgenden Aufzüge. Inwiefern nun diese in sich abgeschlossene Handlung mit der Handlung der drei übrigen Aufzüge zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschmilzt, dies nachzuweisen muß einer Behandlung der ganzen Iphigenie vorbehalten bleiben.

erschi
strebte
Bedeut
Zuvers
wird.
welche
Ende
das ne
Inwief
züge z
der ga



nen und die Entführung des Götterbildes als er-
Erlösung gedacht war, hat aber schon jetzt alle
er durch das Geschehene völlig veränderten Lage mit
schauen, auf welche Weise sie herbeigeführt werden
im ersten nur durch die wenigen Verse verknüpft,
setzen, und andererseits findet sich erst gegen
rede des Pylades eine entschiedene Hinweisung auf
Vorbereitung der Handlung der folgenden Aufzüge.
Handlung mit der Handlung der drei übrigen Auf-
schmilzt, dies nachzuweisen muß einer Behandlung

etter in Berlin.